

PHILOSOPHIE

♦ Fischer, Franz: *Proflexion und Reflexion. Philosophische Übungen zur Eingewöhnung der von sich reinen Gesellschaft*. Herausgegeben und eingeführt von Wolf-dietrich Schmied-Kowarzik, ergänzt durch Interpretationen von Thomas Altfelix, Ursula Börner, Anton Fischer, Anne Fischer-Buck (Passagen Philosophie). Passagen Verlag, Wien 2007. (175). Pb. Euro 19,90 (D, A) / CHF 33,60. ISBN 978-3-85165-763-0.

Hans Blumenberg vertritt in einer posthum veröffentlichten Notiz die Auffassung, dass Philosophie nicht schwer sein dürfe. Lediglich der Gedanke: „Darauf wäre ich nicht gekommen und schon gar nicht auf das, was daraus folgt“, sollte sich in der Auseinandersetzung mit Philosophie einstellen. Über diese Behauptung lässt sich streiten. Das Entgegenhalten der bloßen Tatsache, dass Philosophie in mancherlei Gestalt für schwer gehalten wird, ist noch kein zureichender Grund für die Bestreitung der These Blumenbergs. Dass Philosophie schwer ist, hat vielmehr seinen Grund, und erst damit ist eine begründete Gegenbehauptung aufgestellt. Philosophie ist u. a. deshalb schwer, weil sie sich – jedenfalls oft – gezwungen sieht, eine neue Sprache zu sprechen. Viele Philosophien sind verbunden mit Sprachschöpfungen, um den Gang ihrer Argumentation artikulieren zu können. Dies hat weniger mit einer poetischen Laune zu tun als mit einer Art Sprachnot: Hier werden „Dinge“ angesprochen, die nicht einfach wie Dinge unserer Alltagswelt anzusprechen sind, sondern diesen zugrunde- oder vorausliegen.

In der Philosophie Franz Fischers kommt dieser Umstand auf besonders eindruckliche Weise zum Tragen. Fischer erhielt seine philosophische Grundausbildung an der Universität Wien, wo er als Schüler Erich Heintels mit dem Neukantianismus, v. a. in der Gestalt Robert Reiningers – dem verdienstvollen Rezipienten der Philosophie Kants in Österreich – und dem Problem des „Zusammenstimmens“ von Denken und Wirklichkeit konfrontiert wurde. Im Anschluss daran bot sich die Gelegenheit einer Assistentenstelle bei Josef Derbolav in Bonn, die er von 1955–1962 wahrnahm. Inzwischen hatte er große Schritte in Richtung einer eigenen Philosophie getan und kündigte die Stelle auf, um sich forthin ganz der Ausarbeitung seiner

Gedanken widmen zu können. Das entschiedene Aufnehmen des eigenen Weges ließ es ihm unmöglich werden, seine Habilitation, die den Gepflogenheiten des Betriebs entsprechen sollte, weiter zu verfolgen. Gleichzeitig verlor Fischer durch sein Weggehen von der Universität die für ihn so wichtigen Möglichkeiten des Austausches, v. a. auch mit den Studenten. Am 4. November 1970 nahm er sich das Leben.

Ein Zeugnis dieser eigenen philosophischen Bemühung ist das hier vorzustellende Buch, das 1965 erstmals erschien und nun dank des Engagements von Wolf-dietrich Schmied-Kowarzik (Kassel) wieder zugänglich gemacht wurde. Allein die äußere Gestalt macht sichtbar, dass es sich hier nicht um eine im fachlich-disziplinären Sinne herkömmliche Arbeit handelt: Ein Großteil des Textes ist in Versen gehalten. Er sah sich zu einer eigenen sprachlichen Gestalt gedrängt, die er v. a. durch Konzentration auf Präfixe und Präpositionen gewann. Indem er die Verse so gruppiert, dass jeweils Position und Gegenposition aufeinander folgen, erfährt der Text eine große Verdichtung. Das Grundanliegen Fischers ist im Titel angekündigt. Er unterscheidet zwischen Proflexion und Reflexion; beides spielt er anhand unterschiedlichster Lebensbereiche bzw. Situationen durch. Mit der Wortprägung „Proflexion“ meint er ein Beugen, bzw. er spricht von einem Dehnen, das – im Gegensatz zur Reflexion – nicht auf sich selbst zurück, sondern auf den andern hinübergeht. Theologen wird dieser Sprachgebrauch nicht ganz fremd sein, aufgrund der Rede von der „Proexistenz“ Jesu.

Der Rückbezüglichkeit in Beziehungen stellt er die wechselseitige Selbstvergessenheit gegenüber: Wenn man sich auf den andern verlassen will, muss man sich verlassen. Bei Fischer lautet dies z. B. so: „Wir sind ohne uns / mit dem / der ohne sich / mit uns ist.“ Darauf folgt die Kennzeichnung der Reflexion: „Wir sind mit uns / ohne den / der mit sich / ohne uns ist.“ (41) Um die Position der Proflexion zu verdeutlichen, spricht Fischer auch davon, dass wir uns damit „gewahren [...] spiegellos im ‚Du‘“, so dass dies eine „von sich reine Begegnung“ sei, während die Reflexion eine „von sich erfüllte Beziehung“ meint, in der wir uns „nur spiegelvoll im ‚Ich‘“ „gewahren“ (33f.). Erinnert man sich in diesem Zusammenhang an Aristoteles und dessen Erörterung der Freundschaft, dass nämlich der Freund so etwas wie ein Spiegel sei, der einem zur Selbsterkenntnis ver helfe, dann

wird Fischers Grundanliegen noch einmal klarer: eine solche Charakterisierung lässt sich als „Reflexion“ auffassen und ist als solche zurückzuweisen, da hier der Selbsterkenntnis letztlich der Vorrang eingeräumt werde.

Auch der Untertitel lässt erkennen, wie sehr Fischer seine Leserinnen und Leser in Anspruch nehmen will: Er versteht seinen Text als „Übung zur Eingewöhnung“. Offenbar soll dadurch die der Philosophie eigene Abständigkeit und Nachträglichkeit, die ihr als Theorie eignet, überwunden werden. Philosophie soll praktisch werden, nicht nur über Existenzvollzüge sprechen, sondern selbst zum Vollzug von Existenz werden.

Die Einleitung und die im Anhang abgedruckten Interpretationen sind für die Erschließung dieser radikalen Gestalt einer Dialogphilosophie außerordentlich hilfreich, indem einerseits das Denken Fischers in einen weiteren Zusammenhang gestellt und andererseits einige Aspekte vertieft werden.

Franz Fischer selbst wurde durch die Ausarbeitung seiner Philosophie ganz und gar in Anspruch genommen. Am 20. Mai 2009 hätte er seinen 80. Geburtstag gefeiert.

Linz

Michael Hofer

♦ Pleines, Jürgen-Eckardt: Von Kant zu Hegel. Grundlegung und Kritik der Philosophie des deutschen Idealismus (Philosophische Texte und Studien 92). Georg Olms Verlag, Hildesheim–Zürich–New York 2007. (553) Kart. Euro 68,00 (D) / Euro 70,00 (A). ISBN 978-3-487-13506-9.

Sollten die weit gefächerten Forschungsinteressen dieses Autors zusammengefasst werden, dann lässt sich dies wohl auch versuchen, indem man „Teleologie“ und „Bildung“ als wesentliche Problembereiche nennt, um die sich Pleines seit Jahrzehnten bemüht. Diese systematischen Interessen hat Pleines über Jahre verfolgt, indem er sich in historischer Hinsicht diesbezüglich v. a. von Hegel anregen ließ. Sogleich muss aber betont werden, dass Pleines stets bemüht war, seine Fragestellungen in großen historischen Linien auszuziehen, sodass mit dem Autor stets weit gefasste Horizonte abgeschritten werden können: Von Hegel aus wird immer wieder auf Kant gesehen, bzw. von dort der Ausgang genommen, außerdem wird so gut wie immer der Schritt zurück zur „ersten Aufklärung“ – dem Aufkom-

men der Philosophie bei den Griechen – unternommen. Dies alles mit dem Anspruch, das in der Geschichte der Philosophie erreichte Niveau von Fragestellungen und Argumentationen in Erinnerung zu rufen, zugleich nicht zu unterbieten und angesichts gegenwärtiger Herausforderungen zu bewähren. Dabei ist die gegenwärtige Situation nicht bloß Maßstab für die Tradition, sondern Pleines zeigt zugleich auch immer wieder, wie sehr der Blick in die Geschichte hilft, die gegenwärtige Situation besser zu verstehen und vermeintlich Selbstverständliches in seiner Voraussetzungshaftigkeit zu verdeutlichen und darin fragwürdig werden zu lassen. Bei Hegel findet sich für solch ein Unternehmen die bekannte Wendung, es gehe in der Philosophie darum, „ihre Zeit in Gedanken zu erfassen“.

Dies alles trifft auch für das hier vorzustellende Buch zu. Dabei lässt einen der Titel u.U. stutzig werden. Einmal, weil dadurch Assoziationen geweckt werden: „Von Kant zu Hegel“ heißt es bei Pleines, und man mag sich erinnern fühlen an Richard Kroners Klassiker der Philosophiegeschichte von 1921, dessen Titel lautet: „Von Kant bis Hegel“. Dies mag vom Autor oder vom Verlag oder – im günstigsten Fall – von beiden beabsichtigt sein. Allerdings führt diese Assoziation in die falsche Richtung: Es geht um kein philosophiegeschichtliches Werk, das die Weiterentwicklung philosophischer Gedanken, die Kant angestoßen hat, in der Zeitspanne von 1780–1831 nachzeichnet. Vielmehr geht es darum, transzendentes, aber v. a. spekulatives Denken als fruchtbar für heutige Fragestellungen der Erkenntnis (Wissenschaft) und v. a. des Handels (Ethik) zu erweisen. Hier kann man ein zweites Mal stutzen, diesmal in Anbetracht des Untertitels: „Grundlegung und Kritik der Philosophie des deutschen Idealismus“. Dabei rührt die Verwunderung nicht daher, dass auf Fichte und Schelling jeweils nur kurze Seitenblicke geworfen werden, sondern sie ergibt sich daraus, dass von Kant und Hegel die Rede ist. Kant wird also unter das „Dach des Idealismus“ (15) gestellt. Dies ist aber nur sinnvoll, sofern sich eine wesentliche Gemeinsamkeit herausstellen lässt. Pleines unternimmt dies anhand des Gedankens der „Teleologie“, die Kant in seiner „Kritik der Urteilskraft“ (1790) diskutiert, und die tatsächlich von den Nachfolgern aufgegriffen und weiter aus- bzw. umgedeutet wird. Zugleich macht Pleines aber durch seinen Haupttitel deutlich, dass ein Weg zurückzulegen ist, von Kant – als Ausgangs-